Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 6

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634557

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 6 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 6. Februar 1937

Der Nebel weicht . . .

Der Nebel weicht und Perlenbänder glänzen
In kahlen, grauen Zweigen und bekränzen
Den Winterwald. Ins Blau des Himmels ragen
Die Tannen rings, die Silberkerzen tragen.

Wie reichverzierte, schwere Ketten hangen
Die Silberdrähte leuchtend an den Stangen.
In seltnem Glanze liegen See und Auen,
Die Welt ist wie ein Märchenland zu schauen.

Lichtströme rauschen lautlos durchs Gefilde,
Mein Auge schaut sich satt an diesem Bilde.
Es wird so eigen mir in meinem Herzen,
Als flöß in mich der Glanz der Silberkerzen.

Hermann Hofmann.

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER 6

Jorinde will ihr Brot verdienen

Mutig und gleichmäßig ausschreitend ging Jorinde auf der Landstraße, neben dem Streifen grünen Grases, der die Wiese von dem staubigen, weißen Weg trennte. Sie liebte den Staub nicht. Voll Gedanken ging sie und wußte nicht, wo sie anfangen sollte, sie zu betrachten. Ja, da lief sie allein. Komisch, daß man von daheim fortgeht, wo man es gut gehabt. Aber sein Brot verdienen wollen, das war doch sicher richtig? Warum eigentlich? Wie war ihr das eigentlich eingefallen? Natürlich, die Jungen. Aber es war ihr so dunkel, als hätte es etwas mit Freiheitsdrang zu tun, vielleicht mit dem Wunsch, tun zu können, was sie gelüstete. Freilich, das konnte sie nun. Das Schwierige war nur, immer zu wissen, was man eigentlich wollte. Natürlich: Märchen erzählen, da brauche ich nicht darüber nachzudenken, sagte sich Jo. Das kann keine andere Deutung haben als Märchenerzählen. Diese Sicherheit geht vor mir her wie ein rotes Fähnchen. Aber daneben ist noch manches zu überdenken, das einem begegnen kann, sogar Heimweh ist nicht ausgeschlossen. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß mir das Erzählen verleiden könnte. Gut, aber dann wird weiter erzählt, das letzte Dorf wird besucht, das letzte Schulhaus aufgesucht. Da müßte ich schon todkrank sein, ehe ich umkehrte. Das wird doch Papa nicht von mir denken, daß ich zu Kreuz kriechen würde, oder Pater peccavi machen, oder nach Canossa laufen, oder wie diese feigen Geschichten alle heißen. Nein, da kennt er Jorinde Steffen schlecht. Aber ein Ausbund von einem Vater ist er schon, von Mama gar nicht zu reden. Eine Frau, die sich als Mädchen ein Kind zum Geburtstag wünscht, das ist ja unerhört großartig. Herrgott, bin ich froh!

Sie geht und geht. Sie hat gute Schuhe an, starke und doch weiche, eben richtig hoch sind sie und eben richtig niedrig. Sie hat Strümpfe aus feiner Wolle und doch stark, das Gehen ist eine Freude. Jo macht die Augen auf und betrachtet die Gegend. Wundervoll die Wiese, wenn so die Sonne darüber glänzt. Das Gras ist ja blau, fast wie in den Gärten in England. Und so gleichmäßig. Die Bäume sind noch nicht grau vom Staub, er hat ihnen noch nicht zugesetzt . . . „Werf ich ab dereinst dies mein Staubgewand" . . . dabei kommen mir immer die Tränen. Es schimmert eine so große Demut durch die Worte. Er, und seinem Vaterland nichts genützt! Gerade er! Aber das ist sicher, je dümmer, je eingebildeter. Je gescheiter,

je bescheidener. Und daß dieser Keller nicht einmal eine Frau bekam, ist eigentlich recht traurig. Warum wohl nicht? Vielleicht weil er kurze Beine hatte? Aber bei Dichtern sieht man doch nicht auf die Beine, das wäre ja gemein. So, aber ich habe ja eben auch daran gedacht. Es ist merkwürdig mit den Menschen, sie wollen gut sein und edel, und beständig mißlingt es ihnen. Ob man sich wohl besser zum Gemeinen herabließe und sich dazu bekennte und dann besser und besser würde, oder ob man gleich oben anfangen soll! Und dann bescheiden werden? Ich weiß es nicht. Papa sagt: Nur nicht die gleiche Dummheit zweimal machen. Das habe ich schon gelernt, man macht sie nicht zweimal, aber man macht immer wieder eine andere. —

Jorinde setzte sich ins Gras, auf einen kleinen Hügel unter dem Apfelbaum, der so herrlich in Blüte stand. Es summte um ihn, die Bienen sangen ihm ihr Frühlingslied. Reizend sieht es aus, dachte Jo, wenn sie so ein- und ausfliegen in die weißen Häuschen, wie kleine Sammetkugeln, und dann beladen herauskommen, die fleißigen kleinen Dinger. Und die vielen hundert weißen Blättchen, die langsam fallen, es ist wie Sommerschnee. Wo bin ich wohl, wenn der Baum Aepfel trägt?

Jorinde geht weiter. Ein Bächlein läuft seit einer Weile der Straße entlang. Es ist so klar, daß man alle Steine sieht, gelbe, rötliche, blaue, weiße, alle sind abgeflacht, angeschliffen. Jo summt vor sich hin. Sie laufen alle denselben Weg, das Bächlein, die Landstraße und sie. Und hinter dem Bächlein stehen Pappeln und fast ist es, als liefen auch sie mit. Bald biegen alle nach links ab. Nicht weit davon sitzt jemand am Bach. Auf der Straße steht ein kleiner Wagen. Als Jo näher kommt, sieht sie, daß ein Junge da sitzt und bitterlich weint. Er hat kein Taschentuch, um sich die Tränen abzuwischen und behandelt Augen und Nase mit dem Aermel.

„Was ist denn los", frägt Jo.

„Ich bin in eine Scherbe getreten", schluchzt der Kleine, „da liegt sie. Ich kann nicht gehen, es blutet so." Er hebt den Fuß aus dem Wasser, und wirklich, das Blut läuft nur so am Fuß herunter, und das Kind verdoppelt sein Schluchzen.

„Nimm dein Taschentuch", sagt Jo.

„Ich habe keins", sagt der Junge. Was soll Jo nun tun? Das kann ihr doch kein Mensch zumuten, daß sie dem Jungen den Fuß verbindet. Solch eine ekelhafte Sache. Mit Blut will sie nichts zu tun haben.

„Wo wohnst du?"

„Im Dorf."

„Wie weit ist das?"

„Eine halbe Stunde."

„Ich will dich hinfahren", sagt Jo. „Auf deinem Wägelchen."

„Nein, ich muß dem Vater das Essen bringen. Er ist im Steinbruch und arbeitet dort." Jo zieht ihr Taschentuch heraus. Verbinden kann er es selbst, denkt sie. Den Schmierfink fasse ich gewiß nicht an. Sie gibt ihm das Tuch und er taucht es in den Bach und ringelt es um den Knöchel.

„So jetzt steh auf." Der Junge versucht es, zuckt, wimmert und setzt sich wieder hin.

„Ich kann nicht gehen, es tut so weh." Nun wird Jorinde aber wirklich böse. Halb klopft schon das Gewissen an die Türe. Es fällt ihr etwas ein. Claudia hatte ihr einst erzählt, wie sie Jos Windeln selbst gewaschen habe und wie sehr sie sich dabei geekelt habe. Hat es die Mama gekonnt, so kann ich es auch, denkt Jo. Sie nimmt das Taschentuch vom Fuß und wäscht es sauber aus. Dann nimmt sie des Kindes Fuß fest in die Hand. Sie sieht einen großen Glassplitter. Sie versucht ihn zu fassen, aber der Kleine zuckt und schreit auf. Vielleicht wenn sie mit der kleinen Schere im Nähzeug den Splitter fassen würde? Sie will's versuchen. Die schmutzstarrenden Lumpen vergißt sie.

„Jetzt halte schön still. — Wie heißt du eigentlich?"

„Christen."

„Also halte schön still, Christen. Ich nehme den Splitter mit einer ganz kleinen Schere. Ich will dir nicht weh tun, aber wenn es doch weh tun sollte, dann heul nicht. Du kriegst Schokolade, wenn ich fertig bin." Jetzt lacht der Junge. Für Schokolade kann man manches aushalten. Und die Soldaten im Krieg bekommen gar nichts, auch wenn man ihnen den Fuß abschneidet. Jo bettet den Fuß auf ihr Knie und tupft das Blut weg. Gleich darauf hat sie das Stückchen Glas.

„Ich habe ihn", ruft sie entzückt. „Christen, ich habe den Splitter. Er war tief im Fuß drin. Wir können aber von Glück sagen, gelt? Wenn er nun abgebrochen wäre, was hätten wir da gemacht? Und nun wollen wir ihn verbinden." Aber da kommen ihr Bedenken. Sie muß noch ein Taschentuch haben. Mit dem nassen kann er ja nicht herumlaufen. Muß ich nun da auf der Landstraße sitzen und ... sie sucht nach einem zweiten Taschentuch. Gut, daß Mutter mir die alten mitgegeben hat! Nicht einmal Watte hat man. Wie soll denn der Kerl gehen können? Wieder wühlt sie im Rucksack und nimmt einen hübschen Strumpf heraus.

„So, weißt du, Christen, du kannst mir gestohlen werden! Jetzt muß ich dir meinen Strumpf mitgeben, einen ganz neuen. Du schickst ihn mir aber wieder?" Sie wäscht den Fuß noch einmal, bindet das nasse Taschentuch auf die Wunde, das trockene darum herum und um den Knöchel, und zuletzt kommt der Strumpf.

„Jetzt steh auf. Kannst du stehen? Aber paß auf, wo du läufst, sonst ist mein Strumpf gleich hin." Sie schreibt ihre Adresse auf und gibt dem Kleinen Geld für die Marken. Sie hilft ihm über den Bach.

„Tut's weh?"

„Nein, aber ... Sie haben gesagt ... Sie haben mir versprochen ..."

„Jaso, die Schokolade." Jo lacht. So wichtig ist dem Kind die Schokolade. So ein kleines Stück! Und ich, denkt sie, muß gleich welche haben mit goldenen Buchstaben auf dem Papier, sonst mag ich sie nicht. Nun lacht Christen und legt das Stückchen unter das Tuch, auf dem das Essen steht. Er ißt sie nicht gleich auf.

„Leb wohl", sagt Jo.

„Lebt wohl", sagt der Junge. Als er etwa zwanzig Schritte gemacht hat, ruft er: „Danke für die Schokolade." Daß ich ihm seinen ekelhaften Fuß verbunden habe, hat ihm keinen Eindruck gemacht, aber die dumme Schokolade ... Sie geht weiter, und ohne daß sie weiß warum, ist ihr fröhlich zumute. Sie singt. Sie singt das Lied mit den meisten Versen, bei dem man nichts denkt: Im Argäu si zwöi Liebi ... das hat zwölf Verse und einen hat sie vergessen. Sie kann daran so lange singen, als sie will, und immer wieder von vorne anfangen. Beim siebenten Vers hört sie Schritte hinter sich. Sie kümmert sich nicht darum und singt weiter, nur weniger laut.

„Sie sind aber fröhlich", sagt jemand. „Das paßt zum Himmel und zu den blühenden Apfelbäumen." Jorinde sieht sich um. Ein Wanderbursche mit einem Rucksack steht da. Er ist braun gebrannt und hat einen Hut mit einem großen Rand. Weiter geht ihre Forschung nicht. Sie gehen nebeneinander her, es gab sich ganz von selbst so.

„Wohin geht die Reise?" frägt der Mann.

„Bis zum nächsten Dorf, und die Ihre?"

„Von Dorf zu Dorf kann ich sagen. Ich habe die Heim-

arbeit der ganzen Gegend zu beaufsichtigen und kenne jeden Hof und jedes Wirtshaus."

„Und seinen besten Wein", lacht Jorinde.

„Nein, aber sein saubersstes Bett." Und der Mann lacht auch. „Was tun Sie denn in Heftigen?"

„Ich? Ich gehe in das Schulhaus."

„Wollen Sie Griffel verkaufen?"

„Nein, ich erzähle Märchen." Der Mann bleibt stehen.

„Aha, deshalb", sagt er.

„Wieso deshalb? Was deshalb?"

„Deshalb, weil Sie selbst aussehen wie ein Märchen. Sie singen auf der Landstraße ..."

„Oh, wenn Sie so einer sind mit Komplimenten, das kann ich daheim haben. Da brauche ich nicht mit einem Wanderburschen auf der Landstraße zu gehen." Der Mann lacht.

„Das haben Sie gut gesagt. Jetzt weiß ich schon ein wenig, wer Sie sind."

„Nein, das wissen Sie nicht. Und ich sage Ihnen auch meinen Namen nicht. Und ich will den Ihren nicht wissen."

„Das paßt wieder sehr gut zum Märchen. Dann sind Sie für mich das Mädchen aus der Fremde und ich bin..."

„Fremd bin ich eingezogen..." sagt Jo. Ein ganz gewöhnlicher Handwerksbursche kann er nicht sein, sonst wüßte er nicht von einem Mädchen aus der Fremde, denkt sie.

Am Wege stand ein kleines, weißgeputztes Wirtshaus.

„Wollen wir da drin eine halbe Stunde lang ausruhen? Sie sind gewiß durstig?"

„Oh ja, sagte Jorinde. „Sieht man es mir an?" Der Wanderer lachte und sie betraten die kühle, dunkle Stube, legten ihre Rucksäcke ab und ließen es sich wohl sein. Als sie weiterwanderten, erfrischt und fröhlich, begann das Plaudern von neuem, und nach einer Stunde Gehens trennten sich ihre Wege.

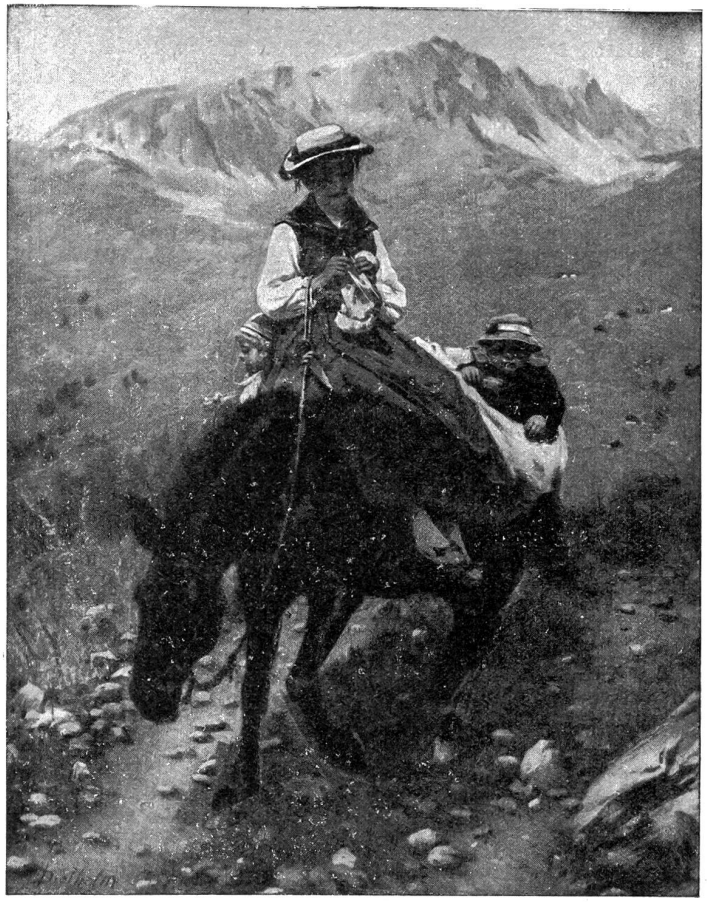
„Sind Sie in einer Fabrik angestellt, weil Sie die Heimarbeit beaufsichtgen?" fragte Jorinde noch.

„Ja, ich arbeite in der Zumbrunnschen Uhrenfabrik. Meist bin ich aber unterwegs. Wir haben in allen den umliegenden Dörfern bis hinunter zur Stadt unsere Arbeiter und Arbeiterinnen. Aber wenn Sie nach Heftigen wollen, müssen Sie hier links einbiegen. Fünf Viertelstunden bis dorthin. Vielleicht begegnen wir uns wieder? Dann will ich aber zuhören, was Sie den Kindern erzählen."

„Wiedersehn", sagt Jorinde.

„Behüt Gott", sagt der Wanderer. Und sie ging nach links und er ging nach rechts, und als sie eine Minute gegangen waren, sahen sich beide um und blieben stehen. Und lachten beide.

Schade, denkt Jorinde, als die Schritte des Wanderers verhallt sind. Nun kann ich allein so daher laufen. Das war ein ganz netter Mensch, denkt sie. So ein älterer Mann ist doch ganz anders als meine Kameraden. Wie alt mag der gewesen sein? Sicher schon achtundzwanzig oder da herum. Papa, der ist schon, glaub ich, vierundvierzig. Nein, das kann nicht sein. Das wäre ja wirklich sehr alt. Und es gibt Leute, die siebzig Jahre alt werden. Je, was tut man dann wohl noch? Da möchte ich gerade so gern schon tot sein. Ja, es war wirklich ein netter Mensch, besonders für einen Wanderburschen. Heutzutage



Diethelm Meyer — Der Ritt ins Tal

gehen eben alle in die Schule, sonst hätte er vom Mädchen aus der Fremde nichts gewußt.

*

Jorinde ist hungrig und ißt in einem kleinen Wirtshaus am Wege. Sie muß nun sparen. Die freundliche Wirtin begrüßt sie eifrig, denn sie ist menschenhungrig und möchte — neugierig wie sie ist — wissen, was denn das hübsche, junge Mädchen so allein auf der Landstraße zu tun habe.

„Ich gehe in die Dörfer und erzähle den Kindern Märchen", sagt Jo.

„Das sind aber doch erlogene Sachen", wendet die Wirtin ein, die das irgendwo gehört hat.

„Nein, nicht erlogen, erfunden", korrigiert Jo. „Die Kinder freuen sich."

„So, sie freuen sich? Da hole ich Ihnen einen Schnaps, einen selbstgemachten." Sie bringt Cassis und schenkt ein. Darauf holt sie das Mittagessen und kann sich rühmen, Koteletten gebraten zu haben, die nicht hart und zähe waren. Jo rühmt ihre Kochkunst. Es kommt ein Hausierer herein, ein winziger Mann, ein Zwerg. Sein Gesicht konnte man nicht übersehen. Er trug einen großen Tragkorb auf dem Rücken mit einer Menge Schachteln. Jo bedauerte ihn leise, aber die Wirtin schüttelte den Kopf.

„Der braucht Ihnen nicht leid zu tun. Das ist ein Böser. Keine Wirtin im ganzen Land getraute sich, dem nichts abzukaufen." Der Zwerg hatte sich seiner Last entledigt und kam näher.

„Nun, Weißkreuzwirtin, was brauchen wir denn heute?"

„Schwarzen Faden, D. M. C."

„Und weiter?"

„Weiter nichts!" Die Wirtin hatte Mut, weil sie nicht allein war.

„Nichts?" Das Männlein sprang auf, die Stirn schwoll ihm förmlich an, und die Augen glühten boshaft. Er schlug mit der Faust auf den Tisch. Die Wirtin kapitulierte.

„Ja, ja, also eine Zahnbürste für das Josefchen und Druckknöpfe und ...."

„Und?"

„Und ein Röllchen schwarzes Einfaßband, ... aber das ist alles, ich habe noch den Arbeitstisch voll vom letzten Mal."

„Und Ihr, Jungfer", schrie der böse Mann und stellte sich vor Jorinde. „Was wollt Ihr? Ihr braucht doch meiner Seel auch etwas."

„Ja, feine Schokolade, mit Goldbuchstaben auf dem Papier und einen Reisespiegel und gelbe Umschläge, um Geld zu verschicken ..."

„Ich glaube, Ihr wollt mich zum Narren halten", schrie der Zwerg. „Was erlaubt Ihr Euch, Ihr Stadtaffe? Dasitzen und fressen und trinken und ehrliche Leute, die sich abschinden, auslachen ..." Er stand dicht vor Jo und faßte ihren Arm.

„Augenblicklich lassen Sie mich los. Augenblicklich." Der Mann ließ seine Hand fallen. Er zeigte seine gelben Zähne.

„Haben Sie Polizei im Dorf?" fragte Jo die Wirtin. „Rufen Sie, ich warte hier." Da packte der Kleine seine Hotte auf und unter wüstem Geschimpfe ging er davon. Unter der Türe drehte er sich um und schrie ein Schimpfwort, dessen Sinn Jorinde nicht verstand. Dann verschwand er. Noch auf der Straße tobte er weiter.

„Daß Sie einen solchen Menschen in Ihrer Stube dulden", sagte Jo. „Und daß Sie sich fürchten, Frau Wirtin."

„Ja, das sind so Sachen", sagte die Wirtin. „Man braucht ihn eben auch wieder." Wozu, sagte die Wirtin nicht. Jorinde bedankte sich für das Mittagessen, wünschte guten Tag und ging. Sie war bedrückt. Der Zwerg hatte sie erschreckt, entsetzt, so wenig man es ihr angemerkt hatte. Es gab solche Menschen? Böse, häßliche, gemeine? Wie hatte er sie genannt? Stadtaffe? War sie das?

Ihr Weg führte sie freundlicherweise ein langes Stück durch den Wald. Es duftete herrlich nach warmen Tannen und frischem Harz. Sie entdeckte allerlei wunderhübsche Blumen, zarte, weiße Anemonen, violette Blümchen mit weißen Staubfäden, Waldmeister mit seinen winzigen Blüten. Sie hörte zartes Pipsen aus den Kronen der Bäume, als sängen die Vögel im Schlaf. Und niemand kam und niemand ging, sie war allein. Dazu die große Stille. Auf dem weichen Waldboden hörte man ihre Schritte nicht. Ein Duft war im Wald, ein Duft — — und die mächtigen Bäume und sie, der kleine Mensch. An einem Wasser kam sie vorbei, das über hohe Steine sprang und sich zwischen Moos und Gebüsch ein Becken gegraben hatte, groß wie das Eßzimmer daheim. Es gelüstete sie zu baden. Es war heiß heute, das springende Wasser sah verlockend aus ... sie kramte ihr Bade-Nichts aus dem Rucksack und warf sich in das dunkelgrüne Wasserbecken. Kalt, aber herrlich. Wie eine Nixe, dachte sie. Wie Melusine. Aber zum Glück habe ich Menschenbeine und keinen Fischschwanz. Sie plätscherte und schwamm im Kreise herum. Ihr fiel die kleine Seejungfrau ein, die den Prinzen liebte und keine Seele hatte. Ich bin froh, dachte Jorinde, daß ich ein Mensch bin und eine Seele habe ... Ob sie wertvoll ist? Man wird auf sie achtgeben müssen, denn von selbst wird eine Seele auch nicht besser.

Ein leiser Schauer lief ihr über den Rücken. Sie zog sich an, behielt aber Schuhe und Strümpfe in der Hand. Es lief sich herrlich auf den roten dürren Tannennadeln, die unter ihren weichen Sohlen knisterten. Alle Augenblicke lief ein Käfer daher, oder ein Eidechslein lugte unter dem Moos hervor, eine silberglänzende Blindschleiche sonnte sich auf einem Fleck schwarzer Erde, oder es raschelte ein wenig gruselig im dürren Laub, oh, es war schön im Wald, und die Sonne schien mutwillig heiß und schaute hie und da zwischen den Tannen hindurch. Der Mai kann viel, wenn er will, dachte Jo. Dieses Jahr hat er sich schönes Wetter vorgenommen und mir kommt's zugute.

Fortsetzung folgt.

Der Bergbub

Von Max] Karl Böttcher

Da lag verträumt im Gebirg', schillernd wie eine Perle, der Waldsee. An der feuchten, steilen Seewand stand die balkengefügte Berghütte Martin Speers. Seit einem Jahrzehnt hauste er hier, der hohe, blonde Mann, gab Rat und Hilfe, wo einer im Sennhaus krank lag, war allen Freund und Helfer im wilden Hochgebirg. Man nannte ihn den Waldschulmeister, denn er sammelte die jungen Burschen und Mädel, die sonst vier, fünf Stunden zu Tal zum nächsten Kirchspiel hatten, am sinkenden Abend und des Sonntags in seiner Hütte und lehrte sie und sprach so warm von allem, was des Menschen Herz und Sinn bewegt, von der Welt Lauf und von den Geheimnissen der Natur. So einfach und schlicht sprach er, so recht für die einfältigen Herzen der Berg- und Almkinder.

Und da war einer unter den Wäldlern, Thomas Leutmetzer geheißen, ein großer, stämmiger Bursch. Wild und rank war er als Sennbub aufgewachsen, war ein kühner Kletterer und der beste Edelweißsucher weit und breit.

Dieser Thomas Leutmetzer war dem Waldschulmeister der liebste Schüler, sie wurden gute Freunde und waren schließlich wie Brüder, suchten selbander die weißen Edelblümlein an schroffen Hängen oder spürten dem Horste eines Jungadlers nach oder suchten die Fährte eines Wanderzuges pfeifender Murmeltiere. —

Eines Morgens, da Zack' und Spitz' der Bergriesen noch vom Frühnebel umflort waren, schritten die beiden Freunde, der sprossende Junge und der Mannesreife über die Moränen bergan, ein paar Jungaare auszuhorsten. Die Sonne hob sich aus schlummerndem Tale und entzündete ein glühend Bergfeuer, so schön, so erhaben und urrein, daß die beiden Männer trunkenen Auges diese göttlich schöne Weltenpracht umfingen. — Gleich ihnen stand, nicht hundert Schritt entfernt, ein ander Menschenkind und schaute in der Morgensonne goldene Glut. Eine Sennerin war es, schwere Bürde in harter Kraxe auf dem Rücken, morgenjung, schwarzhaarig, rank und schlank, sprossenbrüstig und so schön, so schön wie der eben erwachte, sonnengeküßte junge Tag. — Da kam ein Stein ins Rollen und die beiden Männer blickten auf und sahen zu gleicher Zeit das ihnen fremde Mädchen und beiden schlug zugleich mit jäher Wucht die Erkenntnis in die Seele: Wie schön, wie wunderschön ist dies fremde Kind! Und der junge Senn voll heißen Sinns blickte wirr nach seinem Meister, und er las in dessen Augen das, was er eben selbst empfunden hatte: sie ist so unsagbar schön!

Mit einem raschen Sprunge war er empor und stand vor dem Mädchen. Die Fremde trat erschrocken zurück. Nun war auch Martin Speer bei ihnen und fragte lächelnd: „Freust du dich auch an des Morgens Pracht, fremdes Kind?" Sie nickte und antwortete: „Ich bin nicht ein fremdes Kind, Herr, ich kenne Euch wohl! Ihr seid Martin Speer, der gute Waldschulmeister, der schon manchem Kranken geholfen hat und der so wunderschön erzählen und lehren kann. Mein Vater ist der Joseph Rainer drunten im Martell-Tal, und ich bin Ludovica